

# WENIGER INTERNET, BITTE!



**Das Internet hat uns vieles gebracht.  
Leider auch die Möglichkeit, nicht  
zu denken. Sherry Turkle, Professorin  
am MIT, zieht Bilanz.**



Von PETER HAFFNER

Sherry Turkle ist eine zierliche Frau mit der Eleganz einer Französin und der Feuerkraft eines Granatenwerfers. Die Professorin am Massachusetts Institute of Technology (MIT), der weltberühmten technischen Hochschule, steht seit dreissig Jahren an vorderster Front in Fragen des Verhältnisses von Mensch und Maschine. Von Joseph Weizenbaums Computerprogramm ELIZA, das einen Psychotherapeuten simulierte, bis zu Cog und seinen Nachfahren, den «intelligenten» Robotern in Menschengestalt, hat sie mit allem experimentiert, was aus dem Reich der Science Fiction in die Gegenwart herübergeholt wurde. Ihre Expeditionen in die Welt der Avatare, des Spiels mit Identität, Geschlecht und Charakter, haben Sherry Turkle einst aufs Titelblatt von «Wired» gebracht, dem Zentralorgan der «Digerati», der Elite der Computerindustrie und der Onlinecommunities: Sie ist die «Cyber-Diva».

Seit Mitte der Neunzigerjahre, dem Beginn der vernetzten Welt, zu der wir nun alle gehören, hat Sherry Turkle geforscht, welche Auswirkungen diese Welt auf Kinder, Jugendliche und Erwachsene hat. Sie hat Hunderte Interviews geführt über den Umgang mit E-Mail und SMS, den Gebrauch von My Space, Facebook und Twitter, den Besuch von Chatrooms und die Teilnahme an Computerspielen wie «Second Life». Im selben Zeitraum hat sich die virtuelle Realität in Robotern verkörpert, die als künstliche Lebewesen die Kinderzimmer besiedeln oder als Gefährten für Senioren dienen. Turkle hat Dutzende dieser Kreaturen in Kindergärten und Altersheime gebracht und das Verhalten beobachtet, das Klein und Gross ihnen gegenüber an den Tag legen. Von Tamagotchis, Furbies und My Real Babies über den Hund AIBO und das Robbenbaby Paro bis zu künstlichen Menschen wie Cog, Domo, Aiko und dem Sexroboter Roxxxy reicht diese Gesellschaft, mit der wir vielleicht rascher, als wir glauben, Umgang pflegen werden.

Sherry Turkle gehört nicht zu denen, die mit der Welt der Heranwachsenden, der modernen Technik und Kommunikation nicht mehr zurechtkommen. Sie weiss mehr als die meisten Beteiligten, wovon sie spricht. «Alone Together», ihr neues Buch, ist das Resultat extensiver Forschung und eine kluge Mahnung, nicht zu verlieren, was uns zu Menschen macht: dass «ein Gespräch wir sind und hören voneinander», wie Hölderlin sagte.

Sherry Turkles Haus in Boston steht in einer stillen Strasse mit Backsteinpflaster; Stilmöbel, ein Sofa, in das sie sich kuschelt, und eine Handnotiz in klarer Füllfederschrift von Sigmund Freud, die der Besucher, wie alle deutschsprachigen Besucher zuvor, auch nicht zu entziffern vermag. Im Gespräch versprüht die Soziologin Geist und Witz, denkt manchmal lange nach, ehe sie antwortet, lässt bisweilen ein paar Worte in akzentfreiem Französisch fallen, um dann wieder, wenn sie etwas erzürnt, ganz ladylike zu hauchen: «What the fuck ...» →

### **Mrs. Turkle, sind Sie zur Konvertitin geworden?**

Sherry Turkle: Nein. Technologie begeistert mich immer noch. Aber ich glaube, dass sie uns zu etwas hinführt, wo wir nicht hinwollen. Beispielsweise Geselligkeit als das zu definieren, was uns ein soziales Netzwerk machen lässt. Mit «Alone Together» tue ich Busse für meinen Fehler, etwas übersehen zu haben.

### **Was denn?**

Als ich das Internet als einen Ort pries, an dem Leute mit ihrer Identität experimentieren können, dachte ich, man sitzt an seinem Computer, verbringt ein bisschen Zeit damit und lebt dann

**«Diese kleinen Dinger in unseren Taschen sind psychologisch so mächtig, dass sie nicht nur verändern, was wir tun, sondern auch, wer wir sind. Sie bestimmen, wie wir miteinander und mit uns selber umgehen. Wir gewöhnen uns daran, zusammen allein zu sein.»**

sein Leben weiter. Ich sah nicht voraus, dass Sie und ich hier zusammensitzen würden, Ihr Telefon vibriert und Sie sagen: «Entschuldigen Sie bitte, ich habe jetzt Besseres zu tun.»

### **Sie lehren am MIT, einer Zukunftswerkstätte der Robotik und des Cyberspace. Wie hat man Ihre Selbstkritik da aufgenommen?**

Man sieht mich als eine Maschinenstürmerin, was ich nicht bin. Nostalgie für das, was wir einst richtig gemacht haben, gilt heute als Technikfeindlichkeit. Ich sehe meine Aufgabe darin, diese Nostalgie zu verteidigen.

### **Sie meinen die Wichtigkeit des Gesprächs von Mensch zu Mensch.**

Wenn etwas funktioniert hat und nützlich war für Eltern, Lehrer und Kinder, sollten wir es schätzen und fördern. Roboter, Smartphones, Computer und das Internet sind nicht schlecht. Es geht um den Platz, den wir ihnen in unserem Leben geben.

### **Aber man hat doch mehr Kontakte denn je dank Internet?**

Man zeigt einander seine Fotos, gut. Das ist gesellig, aber wenn man die Geselligkeit von Leuten danach bemisst, wie fleissig sie so etwas tun, vergisst man, dass es sehr viel wichtigere und wertvollere Aspekte von Geselligkeit gibt. Etwa die Fähigkeit, ruhig dazusitzen und jemandem geduldig zuzuhören.

### **Warum können wir das nicht mehr?**

Weil diese kleinen Dinger in unseren Taschen psychologisch so mächtig sind, dass sie nicht nur verändern, was wir tun, sondern auch, wer wir sind. Sie bestimmen, wie wir miteinander und mit uns selber umgehen. Wir gewöhnen uns daran, zusammen allein zu sein.

### **Was heisst das?**

Man will miteinander sein, aber gleichzeitig auch woanders, an Orten, die man nach Belieben besuchen und verlassen kann. Was zählt, ist die Kontrolle darüber, wem und welchen Dingen man sich zuwendet. Wollen wir, dass unsere Kinder soziale Fähigkeiten haben, einander ins Gesicht sehen, eine Konversation füh-

ren, miteinander verhandeln, sich in einer Gruppe wohlfühlen können? Wenn ja, dann ein bisschen weniger Zeit im Internet, s'il vous plaît.

### **Was ist denn falsch daran, wenn Jugendliche ihre Kontakte übers Internet pflegen?**

Dass sie glauben, sie seien niemand, wenn sie es nicht tun. Die Devise ist: «Ich teile mich mit, also bin ich.» Die digitale Kommunikation braucht keinen Inhalt, keine Botschaft. Vom «Ich habe ein Gefühl, ich möchte jemanden anrufen» geht es zum «Ich möchte ein Gefühl haben, also schicke ich eine SMS». Teenager spüren ihr Gefühl nicht, wenn sie das nicht tun. Was einst als pathologisch gegolten hätte, ist heute der Stil einer Generation.

### **Zu der wir beide nicht gehören. Ist das vielleicht das Problem?**

Es betrifft die ältere Generation genauso. Wenn wir nicht in ständigem Kontakt miteinander stehen, spüren wir uns selbst nicht mehr. Was also tun wir? Wir suchen noch mehr Kontakt. Was schliesslich in die Isolation führt.

### **Warum denn das?**

Weil man damit die Fähigkeit zum Alleinsein verliert. Erst das Alleinsein ermöglicht, sich selber zu finden und mit anderen eine Bindung einzugehen. Können wir das nicht, wenden wir uns den anderen zu, um uns nicht zu ängstigen, ja um uns überhaupt erst lebendig zu fühlen. Die anderen werden zu einer Art Ersatzteilerlager für das, was uns fehlt. Einer Generation, die Alleinsein als Vereinsamung erfährt, mangelt es an Autonomie. Diese zu entwickeln ist für Heranwachsende aber lebenswichtig.

### **Also weg mit dem Smartphone?**

Jugendliche geraten in Panik, wenn sie es nicht dabei haben. Sie sagen Sachen wie: «Ich verlor mein iPhone, es fühlte sich an, als wenn jemand gestorben wäre, ich meinen Kopf verloren hätte.» Oder: «Auch wenn ich es nicht bei mir habe, spüre ich es vibrieren. Ich denke daran, wenn es im Schliessfach ist.» Die Technik ist bereits ein Teil von ihnen selbst geworden.

### **Wie schafft so ein Ding das?**

Smartphones befriedigen drei Fantasien: dass wir uns immer sofort an jemanden wenden können, dass wir immer angehört werden und dass wir nie allein sind. Die Möglichkeit, nie allein sein zu müssen, verändert unsere Psyche. In dem Augenblick, in dem man allein ist, beginnt man sich zu ängstigen, herumzuzappeln und greift nach dem Handy. Das Alleinsein ist zu einem Problem geworden, das behoben werden muss.

### **Waren Sie oft allein als Kind?**

Ja, und es war grossartig. Was wir Langeweile nennen, ist wichtig für unsere Entwicklung. Es ist die Zeit der Imagination, in der man an nichts Bestimmtes denkt, seine Vorstellung wandern lässt. Ich erinnere mich daran, stundenlang am Strand gesessen zu haben, ohne ein Buch, ohne irgendetwas. Ich habe aufs Wasser geschaut, vor mich hin geträumt, war einfach ein Kind.

### **Ohne dreitausend SMS pro Monat zu verschicken wie der durchschnittliche Teenager heute. Erwachsene, die nicht mit diesem Kommunikationsmittel aufgewachsen sind, sind aber auch nicht faul.**

Ja, sie tun es an Geschäftssitzungen, während des Unterrichts und Vorträgen, eigentlich ständig. Frauen senden SMS, während sie ihr Kind stillen, eine Zeit, in der die Bindung zwischen Mutter und Kind besonders innig ist, das Kind die uneingeschränkte Zuwendung spürt. Und gesimst wird selbst an Begräbnisfeierlichkeiten.

### **Haben Sie das erlebt?**

Ja, bei der Beerdigung eines engen Freundes. Mehrere taten das, während der Musik, der Gedenkreden. Eine ältere Frau sagte mir hernach, sie habe es nicht ausgehalten, ihr Handy so lange nicht zu benutzen.

### **Ahmt die ältere Generation die junge nach?**

Viele Kinder, die ich interviewt habe, klagen darüber, dass das Smartphone der Eltern zum Konkurrenten geworden ist. Mütter und Väter, die «Harry Potter» vorlesen und gleichzeitig unter der Bettdecke SMS schreiben. Nicht von ihrem Smartphone aufblicken, wenn ihre Sprösslinge aus der Schule kommen.

### **Die Jungen sind doch nicht besser. Sie vermeiden sogar das Telefonieren — weshalb eigentlich?**

Sie bevorzugen SMS, weil es weniger riskant ist. Sie sagen: «Ich kann die Info rausschicken, bin nicht involviert in den ganzen Rest.» Sie brauchen dem anderen nicht gegenüberzutreten. Wer telefoniert, riskiert ein Gespräch.

### **Es geht um Kontrolle.**

Und um den Auftritt. Einen Text kann ich nach meinem Belieben formulieren, den Facebook-Status nach meinem Gutdünken aktualisieren. Diese Generation ist daran gewöhnt, sich zu präsentieren. SMS, E-Mails, Posts — man kann sich so zeigen, wie man sein und gesehen werden möchte. Man kann redigieren, retuschieren, nicht nur die Messages, sondern auch sein Gesicht, seinen Körper.

### **Das ist doch gut. Warum soll man sich mit Minderwertigkeitsgefühlen quälen?**

Was Freundschaft und Intimität von einem fordern, ist kompliziert. Beziehungen sind schwierig, chaotisch und verlangen einem etwas ab, gerade in der Adoleszenz. Die Technologie wird genutzt, das zu umgehen, um sich mit den Problemen nicht auseinanderzusetzen zu müssen. Die Jungen schätzen ein Kommunikationsmedium, in dem man Verlegenheit und Unbeholfenheit ausblenden kann. Man zieht sich zurück, bevor man abgelehnt wird.

**«Smartphones befriedigen drei Fantasien: dass wir uns immer sofort an jemanden wenden können, dass wir immer angehört werden und dass wir nie allein sind. Die Möglichkeit, nie allein sein zu müssen, verändert unsere Psyche. In dem Augenblick, in dem man allein ist, beginnt man sich zu ängstigen, herumzuzappeln und greift nach dem Handy.»**

**Aber sie haben doch auch reale Beziehungen, lieben einander, haben Sex.**

Natürlich ist es nicht so, dass niemand mehr Freunde hat, man einander nicht mehr persönlich sieht. Die vielen Schüler und Studenten, die ich interviewt habe, treffen sich gerne, suchen die körperliche Nähe. Aber sie reden nicht mehr so viel miteinander. Sie spielen Videospiele, simsens, kaufen online ein.

### **Und Liebespaare?**

Sie erzählen, sie würden viel Zeit miteinander verbringen, allerdings auf Facebook. Und auch, dass sie nicht so viel miteinander

reden. Sie rechtfertigen es damit, dass Reden gar nicht so wichtig sei.

### **Wenn es ihnen hilft, warum nicht? Sind denn die vielen Schnipsel von Kontakten und Kommunikation zusammengekommen nicht ein Gespräch?**

Es reicht nicht aus, um einander kennen und verstehen zu lernen. Im Gespräch mit anderen lernen wir auch das Gespräch mit uns selber. Wenn wir nicht miteinander reden, kompromittieren wir unsere Fähigkeit zur Selbstreflexion. Für Heranwachsende ist diese aber das Fundament ihrer Entwicklung.

### **Wie sieht es denn in Ihrer Branche aus, in der Universität?**

An Fakultätssitzungen nimmt jeder seinen Laptop hervor und erledigt seine E-Mails. Sagt jemand etwas, was einen interessiert, schaut man auf.

### **Warum soll man sich anhören, was einen nicht betrifft?**

Um jedermann das Gefühl zu geben, dass er dazugehört, Teil der Gemeinschaft ist. Nicht alles kann aufregend sein. Vieles ist langweilig, und dazusitzen heisst, der Farbe beim Trocknen zuzuschauen. Es ist eine gute Zeit, die E-Mails zu erledigen, klar. Doch wer will mit jemandem sprechen, der das tut?

### **Viele leiden unter der Flut von E-Mails. Hat sie ernsthaftere Folgen als die höhere Arbeitsbelastung?**

Wenn man nicht sogleich auf eine E-Mail antwortet, wird einem das übelgenommen. In Firmen, hat meine Untersuchung ergeben, hat das zur Folge, dass nun vorab Fragen gestellt werden, die rasch beantwortet werden können. Solche einfacheren Fragen führen zu einfacheren Antworten. Man senkt das Niveau. Was am Ende für niemanden gut ist — für die Sache nicht und für die Firma nicht.

### **Wie ist das an der Universität? Sinkt auch da das Niveau?**

Niemand, der wie ich dreissig Jahre gelehrt hat, übersieht, dass die heutigen Studenten in einem Masse stimuliert werden müssen, wie das früher nicht nötig war. PowerPoint bestimmt die Art des Lehrens, und Studenten lernen, dass eine gute Präsentation eine PowerPoint-Präsentation ist, peng, peng, peng! Die Stille des Denkens fehlt ihnen, wo eines zum anderen führt, sich das Ganze langsam aufbaut. Als Schüler haben sie vielleicht didaktische Spiele gespielt, virtuelle wissenschaftliche Experimente gemacht. In simulierten Experimenten sind die Werte immer richtig, die Daten rein, nichts kann verpfuscht werden. Aber wie viele Experimente in Physik oder Chemie hat man schon gemacht, wo man alles wegschmeissen musste, weil irgendwas kontaminiert war? Man musste wieder über die Bücher, wieder von vorne anfangen. In einem simulierten Experiment braucht man das nicht, alles läuft glatt. Den Widerstand, den die Natur leistet, erfährt man nicht.

### **Und in den Geisteswissenschaften, in Kunst und Literatur?**

Das intellektuelle Vergnügen, komplexe Themen in einem Gedicht, einem Roman oder Theaterstück zu verfolgen, geht verloren, weil man nicht mehr die Fähigkeiten erwirbt, sie zu erfassen. Ein Roman von Jane Austen verlangt Aufmerksamkeit für Dinge, die langfädig, ineinander verwoben und kompliziert sind. Zu sagen: «Wir sind die Generation, die es kurz und süss und haiku will», heisst, dass man sich die Ästhetik von der Technik diktieren lässt. Bloss weil sie einem alles leicht macht, was kurz und süss und haiku ist.

### **Was bedeutet das für die Zukunft?**

Wenn die Technik verlangt, dass unsere Geschichten kurz und simpel sind, hinterlassen wir unseren Kindern eine Welt kurzer und simpler Geschichten. Wie sollen wir sie überzeugen, dass die

Probleme der Welt komplexer sind als je zuvor? Die Umwelt, die Politik?

**Verbringen Ihre smartesten Studenten auch so viel Zeit mit SMS, mit Facebook?**

Ja, das tun sie. Auch sie können sich kaum auf eine Sache konzentrieren. Sie schreiben schlechter als früher, und es fällt ihnen schwer, eine komplexe Idee bis zum Ende durchzudenken. Sie machen immer Multitasking.

**Eine Fähigkeit, für die diese Generation gepriesen wurde.**

Heute nicht mehr. Die neuen Studien zeigen eindeutig, dass sich beim Multitasking alles ein bisschen verschlechtert. Fatal ist, dass der Multitasker glaubt, er sei besser und besser, weil er immer mehr auf einmal tut. Das Gegenteil ist der Fall.

**Über unsere vernetzte Welt nachzudenken, sagen Sie, heisse zu reflektieren, was wir einander bedeuten. Und denkt man über Roboter nach, müsse man fragen, was die Essenz des Menschseins ausmache. Ihr Keller ist voll solch künstlicher Lebewesen, und Sie haben sich in virtuellen Welten getummelt wie kaum jemand sonst. Wie nahe sind wir der Zukunft?**

Wir sind an dem Punkt angelangt, wo die heutige Generation eine Simulation nicht mehr als das Zweitbeste, sondern als das Bessere betrachtet, als eine Tugend.

**Zum Beispiel?**

«Second Life», die virtuelle Welt, wo man einen Avatar konstruieren kann samt Haus, Familie und Sozialleben, wirbt mit dem Spruch: «Endlich ein Ort, wo du deinen Körper, deine Freunde und dein Leben lieben kannst.» Zhu-Zhu-Hamster, wird uns gesagt, sind besser, als jedes lebendige Tier sein kann. Sie sind liebenswert, reagieren auf uns, werden nie sterben und brauchen keinen Käfig, der geputzt werden muss.

**Aber warum können Roboter und virtuelle Welten uns so verführen?**

Weil sie auf unsere Defizite zielen. Wir sind einsam, fürchten uns aber vor Intimität. Von sozialen Netzwerken bis zu sozialen Robotern entwerfen wir Technologien, die uns die Illusion von Freundschaft verschaffen ohne die Anforderungen einer solchen. Das Leben im Netz ermöglicht, uns voreinander zu verbergen, selbst wenn wir miteinander verbunden sind. Wir suchen Hilfe in der Technik, um Beziehungen einzugehen und uns gleichzeitig davor zu schützen. Die Technik suggeriert, was kompliziert ist, sei einfach. Doch das Leben ist schwierig, Beziehungen sind schwierig, was wir mit den Senioren machen, ist ein Problem.

**Sie haben Versuche gemacht und gesehen, wie manche Senioren Roboter wie AIBO, Paro oder My Real Baby der eigenen Familie vorziehen. Die 82-jährige Edna, die sich mit My Real Baby beschäftigt und ihr zweijähriges Enkelkind ignoriert, zum Entsetzen der Mutter.**

Ich brachte Paro in Altersheime, ein in Japan entwickeltes künstliches Robbenbaby. Dieses Robotertier gibt Senioren das Gefühl, verstanden zu werden. Eine Frau, die ein Kind verloren hatte, nahm es in die Arme und sprach mit ihm. Es sah so aus, als schaute es ihr in die Augen. Es schien dem Gespräch zu folgen. Es tröstete sie. Viele, die das beobachteten, fanden es toll. Aber diese Frau suchte ihrem Schicksal einen Sinn abzugewinnen mit einer Maschine, die vom Leben keine Ahnung hat. Die nur ein Roboter ist, der eine grosse Show abzog. Wir alle sind dafür empfänglich.

**Sie haben es selber erlebt mit Cog, einem Roboter in Menschengestalt.**

Er hat mich bemerkt, als ich den Raum betrat, und den Kopf nach mir umgedreht. Ich war beschämt, dass mich das freute, und

fand mich bald in einer Situation, dass ich mit einem anwesenden Roboter um Cogs Aufmerksamkeit buhlte. Als Cog mir und nicht ihm in die Augen sah, erlebte ich ein Triumphgefühl. Es ist eine sehr menschliche Geschichte. Sie hat mir gezeigt, wie verwundbar ich bin. Wie Leute sich mit Robotern anfreunden und wie das, wenn es passiert, ihr Verhalten verändert.

**«Auch meine Studenten können sich kaum auf eine Sache konzentrieren. Sie schreiben schlechter als früher, und es fällt ihnen schwer, eine komplexe Idee bis zum Ende durchzudenken. Sie machen immer Multitasking.»**

**Stehen wir vor einer Zeitenwende, der «Singularität», wo Mensch und Maschine verschmelzen, wie das dem Futuristen Raymond Kurzweil vorschwebt?**

Wir sind an einem «Robotermoment» angelangt, wie ich das nenne. Tatsache ist, dass Leute vorgetäuschte Zuneigung erleben, als wäre es empfundene. Roboter befriedigen emotionelle Bedürfnisse, weil wir sie so konstruieren können, dass sie uns geben, was wir wollen. Der Roboter kann sich nicht wirklich einfühlen, weiss nichts vom Leben, nichts vom Tod. Doch viele Leute sind offen für virtuelle Agenten oder Roboter, die Rollen übernehmen von Lehrern über Kindermädchen bis zu Gesellschaftern. Wir bewegen uns auf den Punkt zu, wo wir es nicht mehr für unangemessen halten, eine Beziehung mit einer Maschine zu haben. In Japan wird das enorm vorangetrieben.

**Was halten Sie von Siri, dem digitalen Assistenten von Apples iPhone?**

Viele sagen, sie wünschten sich eine fortgeschrittenere Version von Siri als Freund, als jemanden, der ihnen zuhört. Dieses Gefühl, niemand höre einem zu, ist sehr verbreitet, und Facebook oder Twitter sind deshalb so attraktiv, weil man so viele automatische Zuhörer hat. Schauen Sie sich die Werbung von Apple an — alle diese Filmstars, die über ihre Gespräche mit Siri reden, Zooey Deschanel, Samuel Jackson, John Malkovich. Sie demonstrieren, wie man mit Robotern über ziemlich intime Sachen spricht. Zooey will tanzen mit Siri, Jackson Rat für ein Rendezvous und Malkovich einen Witz erzählt bekommen. Man kann ein ernsthaftes Gespräch mit Siri führen, das ist die Botschaft — Celebrities tun es! Aber Siri hat in Wahrheit von nichts eine Ahnung. Es findet eine Pizzeria, hat eine gute Sprachverarbeitung, dies und das, aber damit hat es sich. Die Leute sind so sehr daran gewöhnt, kein wirkliches Gespräch mehr zu haben, dass sie nahezu willens sind, sich von Menschen ganz zu verabschieden.

**Sind Roboter nicht vor allem eine Männersache?**

Generell ja. Aber es gibt heute sehr viele Robotikerinnen.

**Eine junge Frau, die Sie interviewten, hätte gerne einen Roboter als Liebhaber.**

Als Freund, sagte sie. Männer möchten Sex mit einem Roboter, diese Frau wollte einen Gesprächspartner. Jemanden, der ihr nahe ist und zuhört. Frauen wollen von Robotern, was sie von Männern nicht bekommen.

### **Sie wollen sich verstanden fühlen?**

Der Roboter weiss in einem formellen Sinn, dass man da ist. Er weiss aber nicht, was das heisst, es kümmert ihn nicht, wo man geboren, wie man aufgewachsen ist. Wenn Sie und ich uns einen Monat lang zum Abendessen treffen und willens sind, über unser Leben zu sprechen, einander zu sagen, was wir auf dem Herzen haben, können wir das, weil wir Personen sind. Wir haben Eltern, Geschwister, eigene Kinder, eine Biografie. Beide haben wir glückliche und schmerzliche Zeiten erlebt, verstehen, was das bedeutet. Wir werden irgendeine Beziehung haben und entscheiden können, ob wir uns mögen oder nicht. Mit einem Roboter wird das nicht geschehen.

### **Kinder verhalten sich zu Furbies und anderen Robotern wie zu Lebewesen. Sie sorgen für sie wie für richtige Haustiere.**

Wir brauchen kein künstliches Training, um zu lernen, wie man für Lebewesen sorgt.

### **Manche können kein Tier halten in der Wohnung.**

Ich hatte ein Mädchen, dem gab ich einen AIBO, den künstlichen Hund von Sony. Sie kann keinen Hund haben, weil der Vater allergisch ist. Zuerst war AIBO für sie besser als nichts, dann war er besser als andere Hunde, weil er immer jung bleibt, und nach drei Wochen war er besser als jede Kreatur, weil er unsterblich ist. Ich sehe diese Roboter nicht als Training für die Haltung von Haustieren, sondern als Konkurrenz, die behauptet, das Simulierte sei besser, als das Reale je sein kann. Kinder lernen damit, eine Bindung einzugehen ohne Verantwortung. Sie lernen, nur an sich selbst zu denken.

### **Nicht alle Kinder, die Sie befragten, waren so.**

Ich hatte einen Elfjährigen, den ein Robotiker drängte, zur Pflege seines Grossvaters, ja überhaupt der Alten, Roboter zu engagieren. Und der Elfjährige sagte: «Haben wir nicht Menschen für diese Jobs?» Ich liebe diesen Jungen!

### **In Japan hat man sich entschieden, Roboter zur Altenpflege zu entwickeln, statt fremdes Pflegepersonal ins Land zu lassen. Es ist da nicht aussergewöhnlich, dass man selbst Sexpuppen feierlich bestattet. Ist unsere Kultur denn auch bereit für diese Robotergesellschaft?**

Zu meinem grossen Erstaunen: ja. Ich bin wirklich bestürzt, wie bereit wir dafür sind. Wenn ein Roboter es schafft, dass Leute ihn lieben, dann halten sie ihn für lebendig. Das spiegelt den Wechsel der therapeutischen Kultur vom Innenleben aufs Verhalten: Letzteres haben Roboter und Menschen gemeinsam.

### **Wir verändern uns eben. Maschinen werden gesellschaftsfähig. Und was wir einmal privat hielten, wird heutzutage ungeniert veröffentlicht.**

Wir haben unseren Kindern Facebook gegeben und gesagt: Habt Spass damit. Und jetzt ist es, wie wenn wir ihnen eine Art von Mini-Stasi gegeben hätten. Wo alles, was sie denken und tun, auf alle Ewigkeit im Besitz von Facebook ist und für welche Zwecke auch immer von Facebook genutzt werden kann. Google eine Suchmaschine? Nein, eigentlich nicht, es verleiht sich alles ein, was je geschrieben wurde, und speichert die Spuren meiner Suche. Das ist nicht illegal — dass ich die Vereinbarung nicht gelesen habe, mein Fehler. Wie ein Magier unseren Blick vom Ort des Geschehens ablenkt, damit wir den Trick nicht sehen. Nicht merken, was wirklich passiert.

### **Junge Leute, die ins Erwerbsleben treten wollen, werden sich bewusst, dass Arbeitnehmer ihre Facebook-Seite anschauen.**

Nicht nur das. Sie fragen heute nach dem Passwort bei einer Stellenbewerbung, dem Zugang zum Facebook-Konto und damit zu allem, jeder Message, jeder privaten E-Mail. Es ist wie: «Kann ich Ihre Liebesbriefe lesen, Ihren Schreibtisch durchsuchen, die Schublade mit Ihrer Unterwäsche?» Es ist himmelschreiend.

### **All die Dummheiten treten zutage, die man gemacht hat, als man jung war.**

Vergessen Sie jung! Wenn man Facebook für seine E-Mail braucht, wie das viele tun, ist es das Medium der Kommunikation. Es ist doch völlig normal, dass man seinem Partner sexy Sachen schreibt, Dinge, die privat sind und niemanden sonst etwas angehen.

### **Die Privatsphäre, wie wir sie kennen, ist geschichtlich etwas Neues. Und die junge Generation kommt jetzt halt wieder davon ab.**

Wir gaben den Jungen eine aggressive Applikation, deren Erfinder und CEO Mark Zuckerberg sagte, Privatsphäre sei irrelevant. Was ist Intimität ohne Privatsphäre? Was Demokratie? Privatsphäre ist ein soziales Gut. Eric Schmidt von Google gab den Rat: «Seid bloss gut.» Ich bitte Sie.

### **Sind wir nicht einfach süchtig? Und Zuckerberg & Co. die Dealer?**

Nein, das glaube ich nicht. Wenn man süchtig ist, gibt es nur eine Lösung: Abstinenz. Wir werden uns aber nicht unserer Smartphones entledigen wollen. Es ist wie mit dem Essen: Man muss das gesunde, richtige Mass finden.

### **Aber das Verhalten ist doch ein Suchtverhalten — man kann sich nicht ausklinken, hat nie genug, braucht immer mehr.**

Wenn man SMS schreibt, E-Mails verschickt, Informationen aus dem Netz sammelt, verschafft einem das ein gutes Gefühl. Ein High, man ist der Herr des Universums. Am Ende des Tages

**«Wir haben unseren Kindern Facebook gegeben und gesagt: Habt Spass damit. Und jetzt ist es, wie wenn wir ihnen eine Art von Mini-Stasi gegeben hätten. Wo alles, was sie denken und tun, auf alle Ewigkeit im Besitz von Facebook ist und für welche Zwecke auch immer von Facebook genutzt werden kann.»**

merkt man, dass man ununterbrochen beschäftigt war und über nichts Ernsthaftes nachgedacht hat. Dass man, wie es bei Shakespeare heisst, «verzehrt wird von dem, was einen ernährt».

### **Was hat Sie am meisten überrascht bei Ihrer Untersuchung?**

Die Tatsache, dass die Eltern das Vorbild sind für das Verhalten, das sie dann an ihren Kindern kritisieren. Sie haben sich in die ganze Sache vergafft, und die Jungen sind es, die unter Mangel an Zuwendung leiden. Sie sind es auch, die uns eher helfen können, den Kurs zu korrigieren. Es sind Teenager, die möchten, dass ihre Eltern sich nicht so von Technologie verführen lassen. Sie



haben Bedürfnisse, die nicht befriedigt werden, und sie sagen das klar und deutlich.

### **Und wie denken die Jungen über ihr eigenes Verhalten?**

Manche wünschen sich eine Pause. Ich interviewte einen 16-Jährigen, es ging etwa eine Stunde, und als er sein Smartphone wieder einschaltete, hatte er hundert SMS. Er schaute mich an und fragte: «Wie lange werde ich das noch machen müssen?»

### **Unternehmen die Jugendlichen denn auch was dagegen?**

Ein Junge sorgte sich, dass alle denken, er habe keine Freunde, weil sein letztes Post in Facebook eine Woche her war. Er sagte, es mache ihn nervös, und überlegte, nun auf der Pinnwand anderer zu posten, sodass ihm zurückgepostet wird und es aussieht, als habe er wieder Freunde. Manche nehmen aus solchen Gründen Ferien von Facebook. Sie halten den Druck nicht aus, ihr Profil ständig zu aktualisieren, alles beieinander- und konsistent zu halten, darauf zu achten, dass sie in den Fotos schlank aussehen, und sich den Kopf zu zerbrechen, ob sie diese Band nun gut oder schlecht finden sollen und was ihre Facebook-Freunde darüber denken werden. Manche erkennen, wie Facebook ihre Persönlichkeit reduziert auf eine Serie von «Gefällt mir» und «Gefällt mir nicht».

### **Sie berichten von der 14-jährigen Pattie, die ihr Cellphone abgestellt hat und es genießt, nicht erreichbar zu sein.**

Ja, oder Hugh, ein 25-Jähriger, der sagt, dass er mehr braucht, als E-Mails und soziale Netzwerke liefern können. Er fühlt sich abgelehnt, wenn er mit einem Freund telefoniert und merkt, dass dieser gleichzeitig am Simsen und auf Facebook ist. Jugendliche, selbst Aficionados von SMS, reden über ihre Schwierigkeit, die ungeteilte Aufmerksamkeit von jemandem zu bekommen. Das wird zunehmen. Die Jungen werden reifer. Sie erkennen, wie viel sie aufgeben. Es gibt ein paar, die führen wieder ein almodisches Tagebuch und schicken einander Briefe, um sich ihre Wertschätzung zu zeigen.

### **Und die Erwachsenen?**

Die Leute, mit denen ich spreche, ob persönlich oder geschäftlich, sind nicht glücklich. Sie spüren, dass sie zu viel kommunizieren, um noch nachdenken, kreativ sein zu können. Ja, zu viel, um noch in Kontakt treten zu können mit den Leuten, die ihnen am wichtigsten sind.

### **Wie ist das bei Ihnen selber?**

Ich kriege fünfhundert Mails pro Tag. Vor dem Zubettgehen erledige ich sie. Wenn ich aufwache, sind wieder dreihundert da. Viele haben einen legitimen Anspruch an mich, brauchen mich, wollen was von mir. Es ist ja schön, auch Zeichen meines Erfolgs. Doch ich weiss wirklich nicht, was ich tun soll.

### **Was raten Sie uns, als Fazit Ihrer Untersuchungen?**

Darüber zu reden, wohin dies alles führt und was es uns kostet. Wir ängstigen uns wie junge Liebende,

dass zu viel Reden die Romantik verdirbt. Wir denken, das Internet sei erwachsen, bloss weil wir damit aufgewachsen sind. Aber es ist nicht erwachsen, es ist erst in seinen Anfängen. Wir haben eine Menge Zeit, uns zu überlegen, wie wir es nutzen, modifizieren und ausbauen.

#### **Die ersten Schritte?**

Die Erkenntnis, dass allein sein zu können eine gute Sache ist. Den Kindern zeigen, dass es ein Wert ist. Zu Hause geschützte Räume schaffen, die Küche, das Esszimmer, die für das Gespräch reserviert sind. Nach dem Abendessen eine Weile zusammenbleiben und reden und dafür sorgen, dass nicht jeder mit seinem Smartphone in sein Zimmer verschwindet.

#### **Wie machen Sie es mit Ihren Studenten?**

Jeder Professor steht heute im Hörsaal einem Meer von Studenten gegenüber, die mailen, in der Wikipedia stöbern, auf Facebook sind, den Professor googeln, sich googeln, ihren Wohnnachbarn googeln. Ich beginne meinen Unterricht damit, dass ich sage: Hier geht es nicht um noch mehr Information, sondern darum, zusammen zu denken, und dazu brauche ich eure ungeteilte Aufmerksamkeit. Ich möchte, dass ihr mich unterbrecht, dass ihr mit Ideen kommt und nicht mit irgendeinem Schnipsel, den ihr gerade aus dem Netz gefischt habt. Also: keine Laptops, keine iPads, keine Smartphones. Wenn ihr etwas notieren wollt, nehmt ein Stück Papier.

#### **Und sie schlucken das?**

Sie sagen: Dann werden wir eben kritzeln und Männchen malen.

#### **Und Sie?**

Ich habe nichts dagegen. Wer kritzelt, kann zuhören—ja ich glaube sogar, das Gekritzelt spiegelt irgendwie, was man aufnimmt. ●